

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00052-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Susan Fletcher

Florence Butterfield und die Nachtschwalbe

Roman

Aus dem Englischen von Silke Jellinghaus und
Katharina Naumann

Kindler

Die englische Originalausgabe erscheint 2024 unter dem
Titel «The Night in Question» bei Transworld, UK

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2023

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«The Night in Question» Copyright © 2023 by Susan Fletcher

Redaktion Heike Brillmann-Ede

Satz aus der Calluna

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-463-00052-7

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Jemand weint

Vor vier Wochen starb ein Mann. Er stürzte – draußen im verwilderten Teil des Grundstücks, wo die Brennnesseln wachsen, wo Efeu und Zaunwinden den Sockel eines alten steinernen Cherubs umranken, sodass man den Cherub nicht mehr erkennen kann. Es ist eine überwucherte Stelle, an der es nach Fuchs riecht. Dorthin geht praktisch niemand. Aber an einem warmen Maiabend spazierte Arthur Potts genau an diese Stelle im Garten – wer weiß schon, warum? –, und er stolperte und schlug mit dem Kopf gegen den Sockel. Nur ein Mal, mit dem hellen, harten *Kracks!* einer Eierschale. Seine Pfeife und seine Brillengläser zerbrachen, und auch sein Handgelenk gab ein knackendes Geräusch von sich.

«Oh, Hilfe», rief die Person, die den Unfall beobachtete. «Zu Hilfe!»

Das Personal tat, was es konnte. Die Mitarbeiter rannten hinaus und knieten an seiner Seite, bis der Krankenwagen kam. «Arthur? Halte durch!» Aber Arthur Potts starb, während sie noch warteten: Die Wärme seines Lebens sickerte in die dunkle Oxfordshire-Erde, sein Mund blieb offen stehen, sein Blick wurde starr – und alle begriffen, dass sie neben Arthurs Überresten knieten und nicht mehr neben Arthur selbst. Stille legte sich wie Tau auf die Anwesenden. Sie hockten sich auf ihre Fersen und wechselten Blicke. Und er musste wohl plötzlich

kleiner gewirkt haben – wie das bei Menschen eben ist, wenn sie sterben.

6 Florrie war nicht dort. Sie hat nicht gesehen, wie es geschah. Aber sie hat natürlich davon gehört, und seitdem hat sie oft darüber nachgedacht – über seinen Mund, über dieses *Kracks!*, die zerbrochene Brille. Sie hat sich gefragt, ob Arthur sich wohl kalt angefühlt hatte, als er dalag. Sie hat sich auch gefragt, ob er wohl wusste, dass das sein Ende war. Und falls ja, ob er dagegen ankämpfte? Ob er Angst hatte? Vielleicht hatte er auch, da er nun mal Arthur war, seinen Tod mit mildem, kindlichem Erstaunen akzeptiert: *Ach, sieh an – so gehe ich also von dieser Welt.*

Es ist schon beinahe Mitternacht. Alles ist still. Florence Butterfield setzt sich im Bett auf, sie trägt ihr geblühtes Nachthemd und starrt auf ihre Bücherregale, ohne sie wirklich zu sehen. Es hilft nicht zu grübeln, das weiß sie – aber sie kann nichts dagegen tun. Es ist nicht nur Arthurs Tod, der sie traurig macht: Florrie kann es kaum ertragen, *wie* er sterben musste. Denn obwohl der Tod in Babbington Hall kein Fremder ist, kommt er doch meist durch ein langsames Herz oder eine schwache Lunge; zumindest ereilt er die Kandidaten drinnen, im Haus. Wer hätte das hier gedacht? Das Brechen eines Schädels an einem mit Efeu bewachsenen Steinsockel? Und wie konnte das ausgerechnet Arthur passieren – der immer so lebhaft und umgänglich gewesen war, der so gern Nachtschisch und Pferderennen und seine Tabakspfeife mochte, die immer ein leises *Paff-Paff* machte, wenn er sie rauchte? Außerdem war er recht jung gewesen – Mitte siebzig, wirklich gar kein Alter. Hier gibt es einige, die über hundert Jahre alt sind, und doch

war es Arthur Potts, nicht sie, der mit einem Krankenwagen abtransportiert wurde und nicht mehr zurückkam.

Florrie schaut in ihren Schoß. Sie vermisst ihren Freund so sehr, gerade in diesem Augenblick, dass sie schon überlegt, es laut zu sagen: «Ich vermisse dich wirklich, weißt du?», als säße Arthur in seinen verschlissenen Cordhosen vor ihr. Was er vielleicht auch tut? Unsichtbar? Wenn, dann lächelt er sie bestimmt an. *Florrie. Du dummes Ding.*

7

Ach ja. Denn was kann man da jetzt noch tun? Arthur lebt nicht mehr – aber Florrie atmet immer noch ein und aus. Ihr Herz pocht noch, will immer noch weitermachen. Wie sehr sie sich jeden Morgen freut, wenn sie die Augen aufschlägt und die mit Strukturfarbe dekorierte Decke mit dem rosafarbenen Lampenschirm mit Fransen sieht. Wenn ihr einfällt, dass sie einen ganzen Tag vor sich hat, voller Wunder, denn jeder Tag ist ein solches – selbst jetzt noch, in ihrem Alter.

In diesem Moment schlagen die Kirchenglocken zur Mitternacht. Florrie zieht ihr Laken zurecht. Sie nimmt ihre Brille ab und legt sie auf den Nachttisch, neben ihren Roman und ein Sträußchen getrockneten Lavendel, dann zählt sie die zwölf volltönenden Glockenschläge von St. Mary mit. Sie lauscht auf die wunderbare, tiefe Stille, die ihnen folgt.

Aber heute Nacht kommt diese Stille nicht.

Stattdessen hört sie nach dem Verklingen des zwölften Glockenschlags ein neues Geräusch. *Was ist ...?* Florrie hält den Atem an, um besser hören zu können. Es ist ein zitterndes, seltsames Geräusch – wie der Wind an einem Drahtzaun oder die Saite eines Cellos. Oder ist es der einsame Ruf der gelbbraunen Eule, die im Buchenwald wohnt? Florrie greift nach ihrer Hörhilfe und dreht die Lautstärke auf, damit sie die

Eule besser hören kann – denn sie schwärmt seit ihrer Kindheit für Eulen.

Aber es ist weder die Eule noch Cellomusik.

8 Es ist ein Weinen, da gibt es keinen Zweifel. Jemand weint unter ihrem Schlafzimmerfenster. Und es ist ein zartes, privates Weinen – als hielte dieser Mensch ein verletztes Lebewesen in den Armen. Das Geräusch dringt zwischen den Vorhängen hinein, weht in Florries Zimmer, und sie starrt mit aufgerissenen Augen und fragt sich, wer um alles in der Welt kann das sein? Wer sitzt da um Mitternacht auf der weiß lackierten Bank draußen vor ihrem Fenster und weint?

Aber Florrie kennt die Antwort schon.

Denn es ist nicht nur Florrie, die Arthur Potts vermisst.

Renata. Wie sie in dieser nächtlichen Stunde leuchten muss – mit ihrem weißblonden Haar und ihrer blassen Haut. Wie winzig sie auf der Bank aussehen muss – zusammengesunken, eckig, nur aus Handgelenken und Schlüsselbeinen bestehend; denn sie war zwar schon immer klein, aber seit Arthurs Tod wirkt sie noch kleiner. Tatsächlich ist so viel Traurigkeit in Renata, in letzter Zeit, dass Florrie sie zu gern auseinandernehmen würde, um diese Traurigkeit aus ihr herauszuholen, als wäre sie etwas Anfassbares wie ein verschluckter Knopf oder ein Nierenstein. Denn sie trauern zwar alle um Arthur, Renata jedoch gibt sich selbst die Schuld an seinem Tod. Florrie weiß das nur, weil sie es zufällig gehört hat, wie sie vor sich hinmurmelte: «Ich hätte doch.» Oder: «Wenn ich doch nur ...» Bei seiner Beerdigung hatte Renata sich die Faust an die Brust gepresst, als schmerzte es sie körperlich.

Niemand sonst denkt, dass sie Schuld an Arthurs Tod haben könnte. Und doch scheint es, dass sie als Leiterin von Babington Hall das Gefühl hat, sie hätte seinen Sturz vorhersehen

und ihn verhindern müssen, dass sie den Sockel von den Zaunwinden befreien oder ein Schild an den schiefen Torpfosten hätte nageln müssen, auf dem steht *Betreten verboten* oder *Vorsicht*, oder den überwucherten Winkel hätte absperren sollen. Aber was hätte das gebracht? Arthur starb nicht wegen der Zaunwinde oder wegen eines baufälligen Mauerwerks. Ein Schnürsenkel war die Ursache gewesen: Arthur starb, weil er keinen festen Doppelknoten in die Schnürsenkel seines linken Schuhs geknüpft hatte. Also war Arthur letztlich selbst schuld an seinem Tod.

9

Arme Renata. Das liebe kleine Ding.

Was ist jetzt zu tun? Florrie will helfen. Sie will Renatas Hand nehmen und sie trösten. Sie würde gern diese weinenden Augen mit einem kühlen Taschentuch abtupfen und dabei murmeln: «Na, na», wie eine Mutter. Vielleicht sollte sie einfach aus dem Fenster rufen? Oder sie könnte die Notrufleine ziehen, die in der Zimmerecke hängt, und das Nachtpersonal herbeirufen, damit die Pfleger zu Renata eilen und sie hereinführen. Kurz denkt Florrie ernsthaft über die Idee nach. Dann wiederum weint Renata hier, ausgerechnet in der dunkelsten Ecke des Hofes, neben den Töpfen mit den Herzblattlilien und der verfallenen Mauer, in der Zaunkönige nisten. Niemand wohnt hier außer Florrie, die siebenundachtzig, einbeinig und ohne ihre Hörgeräte stocktaub ist. Daher nimmt sie an, dass Renata vielleicht gar keine Hilfe will.

Also zieht Florrie nicht an der Notrufleine. Stattdessen nimmt sie die Hörgeräte wieder heraus, legt sie weg und trinkt einen Schluck Wasser. Sie zieht ihr Laken zurecht, bis sie zufrieden ist – und schaltet ihre Nachttischlampe aus.

Sie beschließt, Blumen zu schenken, um zu helfen. Morgen

wird Florrie im Rollstuhl auf das Gelände der *Babbington Hall Seniorenresidenz und Betreutes Wohnen* fahren und ein paar Blumen für Renata Green pflücken. Das ist nur eine kleine Geste, aber wem erwärmt eine Blume – oder auch zwei – nicht das Herz? Außerdem: Ist Ende Juni nicht die beste Blütezeit im Jahr? Die Gärten hier sind nicht perfekt gepflegt, das stimmt. Aber dadurch wachsen hier dicht an dicht Butterblumen und Margeriten, Lavendel und Rittersporn, Kornblumen und Klatschmohn, die sich selbst von den Rändern der benachbarten Äcker aussäen, ganze Heckenrosenbüsche wachsen hier, und außerdem gibt es ein dichtes, hübsches Beet Borretsch neben dem Kirchentor, das vor Hummeln nur so bebt und summt. Und all diese Blüten würden bestimmt ganz wunderbar in dem alten Chutney-Glas vom Dorffest aussehen, das Florrie genau für derartige Zwecke aufbewahrt hat.

Ja. Sie ist begeistert von der Idee. Sie dreht sich auf die linke Seite und erinnert sich, dass morgen der Tag der Sommersonnenwende ist – der längste Tag des Jahres, voller Wärme und Sonnenlicht. Es kann ja wohl keinen besseren Tag für ihre kleine Blumengabe geben.

Mit diesem Gedanken schläft Florrie ein. Sie träumt von ihrer Vergangenheit – vom Garten ihrer Kindheit, von Regen, der an ein Fenster prasselt, von Arthur, der genüsslich seine Pfeife pafft. Aber da ist noch etwas anderes in ihrem Traum. Eine Person? Es scheint so, obwohl Florrie nicht sagen könne, um wen es sich handelt, sie ist zu weit entfernt. Da ist auch Nebel, leicht, herbstlich, sodass sie sich gar nicht mehr sicher ist, ob sie auf eine Gestalt oder einen Torpfosten blickt ...

«Hallo, ist da jemand?»

Keine Antwort. Aber dann lichtet sich der Nebel, und Pinky

Underwood kommt zum Vorschein, was überraschend ist, aber in Träumen passieren oftmals überraschende Dinge.

Pinky (*Ist es tatsächlich Pinky?*) lächelt nur, dann sagt sie: «Das ist der Anfang.»

Florrie runzelt die Brauen. Der Anfang wovon? Denn selbst im Traum kennt sie ihr Alter und ihre Lebensumstände: So viele Anfänge wird es in Florence Butterfields Leben nicht mehr geben. Aber Pinky (denn Ja, es handelt sich zweifelsohne um Pinky mit ihrem struppigen Pony, dem abgebrochenen Schneidezahn und dieser weisen, liebevollen Ausstrahlung, die sie immer hatte) scheint sich da ganz sicher zu sein.

«Ein Anfang, Pinky? Wirklich?»

«Du wirst schon sehen, Butters, du wirst schon sehen.»

Das Blumenpflücken

12

Bis vor sechzehn Monaten hatte Florrie keinerlei Pflege bedurft. Sie hatte allein in einem Cottage namens Far End gelebt – mit einer frei stehenden Badewanne und Hortensien und einem Igel im Garten. Zudem bot sich vom Bad im oberen Stockwerk ein Blick auf die Malvern Hills in der Ferne. Jeden Tag ging Florrie, auf ihren Stock gestützt, in die Stadt. Sie trank im Coffee Pot einen Kaffee, flirtete ein wenig mit dem Gemüsehändler und winkte Bekannten auf der anderen Straßenseite zu.

Aber dann, an Weihnachten, stürzte Florrie. Es war ganz allein ihre Schuld. Sie war barfuß und trug noch ihren Morgenmantel. Weil die Weihnachtssänger klingelten, eilte sie zur Tür und stolperte über ihre eigenen Füße. Im Fallen riss sie einen Topf mit Glühwein herunter – mitsamt Gewürznelken und Zimtstangen. Der Inhalt schwappte auf ihr linkes Schienbein und verbrannte sie so schlimm, dass irgendwann der Knochen zu sehen war. Die Verbrennung entzündete sich, die Infektion wurde immer schlimmer. Keine Spritzen oder Pillen konnten dagegen etwas ausrichten. Schließlich nahmen die Chirurgen Florrie das linke Bein ab, zumindest die untere Hälfte, und zwar am Valentinstag, was doch ein recht unglückliches Datum für die Auflösung einer Partnerschaft war, die über achtzig Jahre lang größtenteils ganz gut funktioniert hatte. Danach weinte sie

vor Schmerzen, vor Schock, vor Angst, *abhängig* zu werden – ein Wort, das sie so furchtbar und dunkel fand. Sie trauerte auch um ihr linkes Bein. (*Ich konnte mich gar nicht bei ihm bedanken*, dachte sie. *Ich habe mich gar nicht verabschiedet.*) Aber mit der Zeit riss sich Florrie wieder zusammen. Denn hatte sie nicht noch ihr rechtes Bein? Das, ganz ehrlich, ohnehin immer das etwas bessere gewesen war? Und außerdem war es vielleicht ganz nett, eine Haushaltshilfe zu haben.

13

Die Hilfe hieß Vera. Sie war heiter, tratschte gern und roch nach Talkumpuder. Sie kochte auch guten Tee – losen, keine Teebeutel. Aber Vera hatte am Ende nicht mehr gereicht: Das Cottage hatte immer noch seine Treppen und engen Türrahmen, ein Bad zu nehmen war zu einer Unmöglichkeit geworden. («Haben Sie denn keine Verwandten?», hatte Vera sie sanft gefragt. Aber nein, sie hatte keine.)

Daher begannen Florrie und Vera im Frühling, nach Altenheimen zu suchen. Das war zum größten Teil eine ziemlich entmutigende Angelegenheit gewesen: Sehr wenige Heime akzeptierten Bewohner in Rollstühlen, und die Heime, die es taten, neigten dazu, direkt neben hohen Parkhäusern oder Tankstellen zu liegen. Und dort lag oft ein seltsamer Geruch wie nach Frühstücksfleisch in der Luft. Florrie, wie sie nun einmal war, versuchte, das Gute darin zu sehen: wie freundlich das Personal zu sein schien, wie fröhlich die Kunstblumen auf dem Empfangstresen wirkten. Aber in Wirklichkeit halfen all diese Versuche nicht gegen ihre tiefe Mutlosigkeit. Sie hinderten sie nicht daran, im Auto darüber nachzugrübeln, wie zum Teufel es dazu gekommen war. Wieso sie nach Pflegeheimen für alte Leute suchte, obwohl sie sich innerlich noch wie zwanzig fühlte und immer noch glaubte, sie könne einen Kopfstand machen. Und es sowieso noch so viel gab, was

sie in ihrem Leben tun wollte. Zum Beispiel den Ärmelkanal durchschwimmen oder mit echten Cowboys durch die Prärie reiten, Trompete spielen lernen oder den Camino de Santiago mit all ihren Habseligkeiten auf dem Rücken entlangwandern. Wie sollte sie das alles noch schaffen? Wo ist nur die Zeit geblieben? Was ist noch übrig von ihrem einzigen, kurzen Leben? An einem Nachmittag war sie so verzweifelt, dass Vera, die das spürte, auf die Bremse ihres rostigen Fiesta trat und mit Florrie in den Coffee Pot ging, wo sie zwei riesige Scones mit Sahne und Schwarze-Johannisbeeren-Marmelade bestellten, alles langsam aßen und dabei dem Regen hinter den Fenstern zuschauten.

In jener Nacht unterhielt sich Florrie mit ihrem Spiegelbild. *Nicht den Mut verlieren, Florence. Na komm schon.* Denn immerhin war sie noch am Leben; sie hatte immer noch ihren Humor, jedenfalls wenn sie ihn finden konnte. Sie würde aus dem, was noch vor ihr lag, alles herausholen – auch mit nur einem Bein und obwohl sie von ihrem Fenster aus auf ein Transformatorhäuschen schaute. Sie erinnerte sich an ihre vielen Familien-Mantren: Es gibt so viel Freude auf der Welt. Es wird noch so viel kommen! Die munterten sie auf, wie immer.

Ein paar Tage später – ganz zufällig – hörte Florrie von einem Seniorenheim im Dorf Temple Beeches auf dem Land in Oxfordshire; es war auch für Rollstuhlfahrer geeignet. Jemand erwähnte es ganz nebenbei in Mrs Pringle's Book Bazaar, und der Name – Temple Beeches – gefiel Florrie sofort, sodass sie ihren Stift hervorholte und sich den Namen notierte. Sie stellte sich darunter tiefe herbstliche Buchenwälder vor. Sie hatte auch ihre Kindheit in Oxfordshire verbracht, daher fand sie die Vorstellung angenehm, dorthin zurückzukehren.

Aufregung begann in Florrie zu blubbern, wie Milch in

einem Topf. Sie steckte sich für den Besuch ihre beste Brosche an. Sie machte Käse-und-Saure-Gurken-Sandwiches für Vera und sich selbst, die sie in einer Toreinfahrt aßen, wobei sie auf Schafe schauten. Und bei der Ankunft fragten sie sich, ob sie die falsche Adresse hatten oder ob sie das kleine sprechende Gerät an Veras Cockpit einfach in die falsche Richtung geleitet hatte. Denn dieses Gebäude war prachtvoll. Es sah mehr wie ein College in Oxford aus als wie ein Altenheim – mit tiefroten Ziegeln, Schiebefenstern und breiten Blumenrabatten. In der Nähe schlug eine Kirchenglocke zur Mittagsstunde. Und als Florrie zum Eingangstor rollte, kam eine Schildpattkatze aus dem Gebüsch, den Schwanz steil nach oben gestellt und maunzend. Sie rieb sich an Florries übrig gebliebenem Bein, und diese war plötzlich so dankbar für all das – die Katze, die Kirche, die Wetterfahne, die elegante Schrift auf dem goldumrandeten Schild über dem Eingang, die die Worte *Babbington Hall* bildete –, dass sie sich die Nase mit dem Taschentuch abtupfen musste. Besser ging es doch gar nicht ... Es würde teuer werden, das wusste sie, aber Florrie würde Far End schnell verkaufen können. (Victor war außerdem so großzügig gewesen.) Und gab es einen besseren Grund, ihre Ersparnisse auszugeben, als für den Aufenthalt an einem Ort, an dem eine gesprächige Katze in den Büschen schlief? *Hier*, dachte sie. *Dieser Ort ist es.*

Florrie erinnert sich auch an Renata. Wie höflich sie war, als sie mit ausgestreckter Hand auf sie zukam, sich nach ihrer Anreise erkundigte, ihnen Tee anbot und von den Dohlen redete, die sich zwischen den Schornsteinen zankten. Wie zart sie gewirkt hatte, schon damals – strahlend, ätherisch, so adrett in ihrem Kostüm. Sie trug einen goldenen Anstecker, auf dem stand R. GREEN – HEIMLEITERIN. «Sie haben Glück, Ms Butterfield», hatte sie gesagt. «Gerade ist ein auch

für Rollstuhlfahrer geeignetes Zimmer frei geworden. Und, um ehrlich zu sein, ist es das hübscheste Zimmer von allen.»

— *** —

16 Am nächsten Morgen wacht Florrie auf und öffnet die Vorhänge, um einen warmen, strahlenden Morgen hereinzulassen. Der Zaunkönig stöbert in den Büschen, die weiß lackierte Bank sieht sie an. «Wunderbar», sagt sie zum erwachenden Zimmer.

Gemächlich wäscht sich Florrie und zieht sich an. All das war mit zwei Beinen deutlich einfacher, aber sie hat gelernt, Schwung einzusetzen, und weiß jetzt, wie nützlich Ellenbogen sein können. Außerdem reagiert sie recht gut auf ihre eigenen Kommandos: «Eins, zwei ... drei!» Nichts kann sie mehr schnell oder elegant tun. Aber immerhin verrichtet sie all die Aufgaben selbst – sie öffnet ihre Vorhänge, wäscht sich, macht sich in der Kochecke Toast, wobei sie Radio hört, sodass beinahe alles so ist wie damals in ihrem eigenen kleinen Cottage mit den Fliesenböden und dem Blick auf die Malvern Hills.

Tatsächlich ist Florries Frühstücksroutine so ziemlich dieselbe wie immer. Sie wohnt im *betreuten Wohnbereich*, was bedeutet, dass sie ihren eigenen Wasserkessel hat und sich ein Ei kochen kann, wenn sie möchte. Und sie kann ihre Mahlzeiten von ihrem eigenen Geschirr essen, das nicht zueinander passt und vielleicht angeschlagen, aber immerhin ihres ist. In diesen Räumen darf man auch die eigenen Möbel nutzen, Florrie kann also immer noch an ihrem alten Rosenholzsekretär sitzen, mit Blick auf die nepalesischen Gebetsfahnen, mit denen sie ihr Bücherregal dekoriert hat. Außerdem kann sie in ihrer eigenen Leinenbettwäsche mit der Lochstickerei schlafen. Der einzige wirkliche Unterschied zu früher ist, dass sie jetzt *Un-*

terstützung hat – ein Wort, das seine Bedeutung mit dem Alter geändert hat. In ihrer Jugend hatte Unterstützung Geld von der Familie oder ein gut sitzender BH bedeutet. Heute bedeutet es eine Notrufleine, einen Plastik-Klappsitz in der Dusche, den Babbington-Hall-Minibus, der montags und donnerstags nach Oxford und wieder zurück fährt, einen Wäschedienst, verschiedene Gemeinschaftsräume und einmal wöchentlich einen Unterhaltungsabend. Es gibt einen Speisesaal, wenn sie abends einmal keine Lust zum Kochen hat. Und es gibt Pfleger – in blassgrünen Uniformen, frisch wie Pfefferminzbonbons –, die mit den Tabletten und Klemmbrettern herein- und wieder hinaushuschen. Florrie kennt sie alle beim Namen und mag sie alle. Trotzdem gibt es eine Pflegerin, die Florrie besonders ans Herz gewachsen ist.

17

In diesem Moment – als hätte sie sie kraft ihrer Gedanken herbeigerufen – erscheint ebendiese Pflegerin. Es klopft lässig an der Tür, und Florrie wird begrüßt mit «Miss Florrie?» und einem Akzent, der schwer wie Sirup ist. Und schon schlendert Magda herein. Was für ein außergewöhnliches Wesen sie doch ist – mit Kajal umrandeten Augen, Daumenringen und Haaren von der Farbe einer überreifen Pflaume. Sie hat außerdem tätowierte Sternchen auf der Innenseite der Handgelenke, Fingernägel, die mitternachtsblau lackiert sind, und in den Ohren stecken verschiedene Ringe und Stecker, die Florrie zu gern anfassen würde, um sie genauer zu untersuchen. Insgesamt wirkt Magda wie eine lässige Kriegerkönigin.

Sie stellt einen Pappbecher vor sie hin. «Ihre Tabletten.»

«Danke, liebe Magda. Wie geht es Ihnen heute Morgen?»

Die Pflegerin zuckt eine Schulter. «Ich mag diese Wetter nicht. Ist einfach zu heiß – zu heiß tagsüber und zu heiß in der Nacht. Und meine Haut ... Sehen Sie nur! Ich werde

sofort puterrot. Ich hole Ihnen Wasser.» Magda rauscht in die Küchenecke und kehrt mit einem Glas zurück, das sie ihr reicht. «Und es macht die Leute gereizt. Manche Menschen sind bei heiße Wetter einfach nicht nett. Ist Ihnen das auch schon mal aufgefallen? Heute Morgen war da eine Dame ... ich sage Ihnen, die ist wirklich zu unhöflich. Ich sage ihr das auch ins Gesicht – ich sage zu ihr, Sie sind wirklich zu unhöflich –, aber sie gibt dann zurück nur böse Worte. Nee, ich mag sie nicht.»

Es wäre nicht höflich, findet Florrie, weiter nachzuboahren. Aber in Wahrheit muss sie das auch nicht. Einige Bewohner sind für ihre trübe Stimmung bekannt, aber es gibt da speziell eine Dame, die so sauer wie eine Zitrone ist. Marcella Mistry kam im Dezember. Sie ignorierte es, wenn man sie grüßte; sie hasste die Malstunde; sie schob ihr Essen weg und behauptete, es sei reines Gift, das man nicht einmal seinem Hund geben würde, weshalb Clive der Koch sie nicht leiden kann. Marcella hat sich inzwischen etwas beruhigt, aber Magda vergisst so etwas nicht so bereitwillig.

«Ich frage mich, Magda», sagt Florrie, «ob Marcella nicht einfach nur traurig ist.» Immerhin brachte jeder kürzlich Verstorbene neue Traurigkeit auf die Stockwerke. Und alt zu werden ist (weiß Gott!) keine einfache Angelegenheit.

Aber die Pflegerin interessiert das nicht. «Traurig? Sie trauert um niemanden. Und überhaupt, eins sage ich Ihnen: Auch ein trauriger Mund kann sagen ›Danke, Magda.‹»

Dagegen kann Florrie nichts einwenden. Sie nimmt den Pappbecher mit den Tabletten.

«Außerdem ich habe Kopfschmerzen. Ich habe schlimme Kopfschmerzen genau in die Mitte meines Kopfes – hier –, und

heute Morgen hat meine Nase geblutet. Wissen Sie, was das sein kann?»

Das weiß Florrie nicht. Sie schluckt eine Tablette und betrachtet fasziniert die silbernen Piercings.

«Gewitter. Es wird gewittern später, das weiß ich. Meine *babcia* nennt mich immer eine Hexe. Die Wolkendecke wird noch in diese Nacht aufbrechen. Sie werden schon sehen.»

19

Florrie denkt darüber nach. Regen ist nicht vorhergesagt worden. Sie späht durchs Fenster und überlegt: *Das kann doch nicht sein?* Aber dann rollt sie nach draußen – mit einem weichen Sonnenhut auf dem Kopf und einer rostigen Gartenschere im Schoß – und muss zugeben, dass da eine gewisse Spannung in der Luft liegt. Regen wäre jetzt wirklich mal wieder fällig. Fünf Wochen lang lastet die trockene Hitze anderer Länder schon auf ihnen, bei der man schon beim zweiten Frühstück schwitzt und die Vorhänge lieber geschlossen hält. Zuerst hatten sich die Bewohner der Anlage über die Sonne gefreut. Sie hatten an den warmen Südwänden gesessen und wie die Sonnenblumen ihre Gesichter nach dem Lauf der Sonne ausgerichtet. Unter den Bewohnern war eine ganz neue, gesellige Stimmung entstanden: Man spielte Bowling auf dem Rasen; Liegestühle wurden in den Obstgarten gestellt – und eines Nachmittags, auf einem der Liegestühle unter den Apfelbäumen, hatte Florrie mit Stanhope Jones geplaudert, bis die Schatten länger geworden waren, der erste Stern über der Kirche erschienen war, und sie beide fanden, dass es kalt und vielleicht doch langsam an der Zeit sei, wieder hineinzugehen – und dass es ein wunderbarer Nachmittag gewesen sei.

Aber jetzt wird der Regen gebraucht. Die paar Platscher (wie Prudence sie genannt hätte) hatten für die Babbington-Anlage

nicht ausgereicht. Nichts ist wirklich tot, aber das meiste wirkt ausgedörrt, trocken – das Lavendelbeet, das Unkraut, das zwischen den Pflasterplatten wuchert, das Brennnesselgestrüpp, das am Rand des Babbington-Grundstücks wächst. Und würde der Regen nicht auch gut für die Bewohner sein? Diese Hitze hat das allgemeine Gemurre nur noch lauter werden lassen. Doch es gab Schlimmeres: erst einen Herzinfarkt, dann einen zornigen Schlagabtausch zwischen Babs Rosenthal und den Ellwoods wegen nichts Besonderem – und letzten Dienstag fiel Velma Rudge dramatisch in Ohnmacht, den Handrücken auf die Stirn gelegt, und krachte mit dem Ausruf «Ach, du lieber Himmel!» in den Bestecktisch.

Florrie ihrerseits macht die Hitze nichts aus. Sie kennt immerhin noch viel heißere Orte. Sie weiß, dass sie die Fenster bis zum Abend verschlossen halten, ein feuchtes Tuch im Gefrierfach aufbewahren und es dann abends auf ihren Körper legen muss. Sie hat auch gelernt, wie wichtig ein Sonnenhut ist. Florrie besitzt nämlich das, was man den *Butterfield-Teint* nennt – das bedeutet, sie hat die rosige, sommersprossige Haut ihres Vaters geerbt, dazu das rötliche Haar, das (in ihren jüngeren Tagen) im Sommer den Ton von Buttermilch annahm. Florries Kindheit voller Blasen und Calamine-Lotion ging in eine Erwachsenenzeit mit vernünftiger Sommerkleidung über: lange, weite Ärmel, Leinenkleider, Chiffon-Schals, um ihre *décolletage* zu schützen; zeitweise besaß sie sogar Sonnenschirme. Damals spazierte sie über Gewürzmärkte oder durch botanische Gärten und fühlte sich dabei wie eine Dame aus Viktorianischer Zeit, wenn auch mit einem ein wenig größeren Leibesumfang. In der Hitze wählt sie eher blasse Farben – Rosa- und Mauvetöne, Puderblau; aber dann wiederum waren das schon immer Florries Lieblingsfarben,

ganz egal, welche Jahreszeit gerade herrscht, denn sie glaubt, durch deren Weiblichkeit und Eleganz den eigenen Mangel an ebendiesen Eigenschaften wettmachen zu können. Denn Florrie hat außerdem die *Butterfield-Figur* – was nett ausgedrückt bedeutet, dass sie klein und rund ist. Sie war schon immer so. Und während Florrie früher, in ihrer Jugend, gehofft hatte, die Adjektive zugeschrieben zu bekommen, die für kleine Frauen reserviert sind – zierlich, elfenhaft, anmutig –, hatte sie hauptsächlich andere über sich gehört: kurvig, üppig und – sogar – matronenhaft. (In Miss Catchpole's School for Girls wurde sie sogar einmal «trampelig» genannt – ausgerechnet von Miss Catchpole selbst. Und wer vergisst je Ausdrücke wie «trampelig» oder «Florrie Butterball»?) Eine Zeit lang war Florrie deswegen verzweifelt gewesen. Oh, einmal eine große Schönheit sein! Keine Schenkel haben, die beim Rennen aneinanderklatschen! Hätte sie nicht stattdessen den Körperbau der Sitwells erben können? Denn ja, ihre Mutter war ungeschickt und vergesslich gewesen, und ja, manchmal hatte sie Mittwoch mit Donnerstag verwechselt – aber was für lange Glieder Prudence Butterfield, *née* Sitwell, doch gehabt hatte! Welche Körpergröße und wie hübsch sie gewesen war! Das Haar, so glänzend wie Kastanien! Und was für eine zarte Taille!

21

Aber egal. Was konnte man schon tun? Abgesehen davon, das plumpe Aussehen mit lieblichen Farben und einem vorteilhaften Ausschnitt abzumildern? Die Sorte Röcke zu tragen, die sich wie eine Glocke mit Luft füllen, wenn man sich dreht? Und so akzeptierte die junge Florrie irgendwann sowohl ihren Teint als auch ihre Statur. Sie freundete sich mit ihrer hängenden Brust an, mit ihrem Hintern, der die Stoffe derart dehnte, dass, wenn sie sich bückte, Blumenmuster ganz verzerrt und Tupfen riesig wirkten. *Ich habe Glück*. Sie sagte sich das und glaubte

es auch: Klug zu sein war besser als niedlich oder jungenhaft. Zudem war ihr Körper immerhin einer, der all die Abenteuer überstehen konnte, auf die sie hoffte. Sie würde damit auf dem Rücken eines Kamels Wüsten durchqueren, sich mit der Machete einen Weg durch den Dschungel bahnen oder die Eigernordwand im Winter erklimmen. Es war ein Körper, der eines Tages auch Kinder austragen würde. Er war vielleicht nicht allzu hübsch und auch nicht besonders schnell, aber er würde seinen Dienst tun.

Und so war es auch gewesen. Er hatte ihr ganz außergewöhnlich gut gedient, alles in allem. Und zufällig ist dies auch ein Körperbau, der sehr gut in einen Rollstuhl passt. Florrie hat einen sicheren Schwerpunkt, sodass ein Umkippen unwahrscheinlich ist; die Oberarme, die damals (wieder war es Miss Catchpole) als «fleischig» bezeichnet wurden, sind gut darin, den Rest von ihr zu bewegen, sodass sie, wenn es nottut, recht schnell vorwärtskommt. Und so schiebt sich Florrie (zugegeben, «Marshmallow-Florrie», wie sie einige Wochen zuvor von Sybilla Farr der Mahjong-Gruppe vorgestellt wurde, die gleich hinter ihren Fingerspitzen anfang zu schnattern) mit ihrem Sonnenhut, ihren Sommersprossen und dem wogenden Busen voran, fort von den Erkerfenstern, an der griechischen Urne vorbei und zwischen den Buchsbaumhecken hindurch. Sie fährt geschickt um die Ecken und wendet, wenn es nötig ist.

Prudence. Während ihrer besseren Phasen konnte man Florries Mutter oft im Garten antreffen. Sie sprach mit allem: den Regenwürmern, den Ohrenkneifern, mit einer frisch aus der Erde gezogenen Karotte; sie lobte ein Geißblatt für besonders üppige Blüten. Es war Prudence, die ihrer Tochter die wahre kleine Freude von Blumen in einem Chutney-Glas nahebrachte, und so denkt Florrie an ihre Mutter – nicht an Sybilla –, wäh-

rend sie Butterblumen, Borretsch und Margeriten schneidet und tief den Duft einer aprikosenfarbenen Rose einatmet.

Sie schneidet, bis ihr ganzer Schoß mit Blüten bedeckt ist.

«Na, sieh mal einer an!»

Zufrieden mit sich dreht Florrie um und fährt auf Babbington Hall zu. Und als sie näher kommt, merkt sie, dass sie nicht mehr allein draußen ist. Das Frühstück ist vorbei; die anderen Bewohner kommen heraus, um sich die Füße zu vertreten, bevor die Sonne zu hoch steht oder das Gewitter kommt. Die Ellwood-Schwwestern flanieren Arm in Arm und schnattern dabei wie die Elstern. Babs Rosenthal macht ihre übertriebenen Dehnübungen neben der Kastanie. Im Obstgarten erspäht Florrie Aubrey Horner, der seine Staffelei auf seine präzise, organisierte Art aufstellt und die Pinsel der Größe nach in einer Reihe hinlegt, um dann unternehmungslustig die Fingerknöchel knacken zu lassen. Marcella Mistry – Magdas Dorn im Auge – hat den Schatten der alten Pergola okkupiert und sitzt so still da, dass sie auch eine Skulptur sein könnte, mit ihrer goldgerahmten Sonnenbrille, einem Exemplar von *Good Housekeeping* im Schoß und ihrem ständig übertriebenen Schmollgesicht. Reuben – einer der Pfleger – unterhält sich mit den Lims. Florrie fällt auch auf, wer alles fehlt: Odelle Banks und Sybilla Farr befinden sich zurzeit auf einer Donaukreuzfahrt, was bedeutet, dass der Mahjong-Klub gerade nicht stattfinden kann. Bill Blewitt sieht sich ebenfalls gerade irgendetwas an. (Ein Eisenbahnmuseum? Florrie kann sich nicht genau erinnern.) Und besucht Stanhope Jones nicht gerade seinen Sohn in London? Aber da ist noch jemand, der fehlt, dessen Abwesenheit sie viel deutlicher spürt: Sie bleibt beinahe stehen, als sie an einem besonders leer wirkenden Stuhl vorbeirollt – schmiedeeisern, mit einem passenden

schmiedeeisernen Tischchen dazu, beide stehen an der mit Efeu berankten Mauer. Denn dort saß immer Arthur. Auch jetzt sollte er dort sitzen mit einem schaumigen Kaffee und einer Ausgabe der *Racing Post* und sich die Stirn mit dem zerknitterten Karotaschentuch abtupfen, mit dem er sich auch die Nase schnäuzt, und zwar so laut und trompetend, dass Nancy Tapp einmal erschrocken aufquiekte.

Arthur. «So etwas passiert eben», sagten die Ellwoods, denen ohnehin nie viel an Arthur gelegen hatte. Aber passiert so etwas wirklich? In Florries ganzem Leben ist noch nie jemand an offenen Schnürsenkeln gestorben. Und was sie betrifft, so spürt sie Arthur immer noch genau wie vor einem Monat in den Lücken, die er hinterlassen hat. Sie hört immer noch die Pausen, in denen sonst sein dröhnendes Auflachen zu hören gewesen wäre (*Ha!*). Und weil sie an Arthur denkt (und den Ellwoods lieber ausweichen möchte), ändert Florrie plötzlich ihre Fahrtrichtung. Sie biegt scharf nach links ab, sodass ihr Rollstuhl kurz auf dem linken Rad schwankt, kehrt Babbington Hall den Rücken zu und fährt den engen Pfad unter der alten Sonnenuhr entlang, der sie zum am weitesten entfernten, wildesten und vergessenen Teil des Gartens führt. Hier gibt es weder Kies noch Ziegelmauerwerk, das der Rede wert wäre; es ist einfach nur ein Weg, das ist alles. Hüfthohes Gras peitscht gegen ihre Handrücken.

Am Ende des Pfades stellt Florrie die Bremsen fest. Sie verschnauft und betrachtet den Ort: Tannen ragen im Halbkreis um sie herum in den Himmel; der Cherub – zum größten Teil von Efeu und Zaunwinden verdeckt – steht mitten auf seinem gebrochenen Sockel. Aber Florrie interessiert sich vor allem für den Boden. Sie sucht nach den Mulden, die vielleicht von den Knien der Mitarbeiter hinterlassen wurden, während

sie versuchten, ihrem Freund zu helfen – Magda, Georgette, Reverend Joe –, während sie immer wieder riefen: «Halten Sie durch, Arthur! Hören Sie?» Sie sucht nach diesen Spuren.

Aber es gibt keine Spuren. Da ist nur Moos und dieser Geruch nach Fuchs. An der Stelle, wo die Tannen ein wenig luftiger wachsen, kann man einen kleinen Ausschnitt von St. Mary sehen – ihre nordwestliche Ecke, die Tür zur Sakristei, das Fallrohr, das mit verzierten, grün angelaufenen Klammern an Ort und Stelle gehalten wird. Wenn Florrie sich in ihrem Rollstuhl aufrichtet, sieht sie den Pfad, der zur Kirche führt. Reverend Joe Poppleton steht gerade in diesem Augenblick dort – er starrt, die Hände in die Hüften gestemmt, ins Eibenwäldchen. Vermutlich bewundert er die Vogelhäuschen, die er in den Bäumen aufgehängt hat – mit Erdnüssen, Mehlwürmern und Sonnenblumenkernen darin.

Warum hier? Was um alles in der Welt hatte Arthur *hier* zu schaffen? Es gibt doch weit hübschere Orte im Park von Babbington, wo man sein Pfeifchen rauchen kann. Warum ausgerechnet diese Stelle? Florrie hat keine Ahnung. Nancy Tapp auch nicht, die Florrie hinterher beim Arm nahm und meinte: «Was hat er sich dabei bloß gedacht, Florrie? Ich bin vollkommen ratlos.» Arme Nancy, auf die das Wort «zierlich» genau passt. Sie hat Arthurs Sturz gesehen; sie hat um Hilfe gerufen wie ein Hirsch in der Falle.

Florrie wird vermutlich nie erfahren, warum Arthur Potts hierhergekommen ist, und dann auch noch mit offenen Schnürsenkeln – zumindest jetzt noch nicht.

Aber da gibt es noch eine andere Frage, die sie weit mehr beschäftigt. Seit er gestorben ist, schwebt diese Frage neben ihr wie eine Fliege, und das mit einer derartigen Hartnäckigkeit, dass sie schon ernsthaft darüber nachgedacht hat, sie wie eine

solche wegzuschlagen. Die Frage lautet: «Was hat er damit gemeint?» Denn in den Stunden vor seinem Tod war Arthur im Speisesaal an ihr vorbeigegangen – ein Tablett mit Pfirsichkuchen und Vanillesoße in den Händen, weshalb er nicht lange stehen bleiben wollte – und hatte gesagt: «Florrie, ich habe etwas aufgedeckt. Es geht um jemanden von hier.»

26 Etwas aufgedeckt? Sie hatte ihm zugeblinzelt. «Was denn, Arthur?»

Doch er hatte nur den Kopf geschüttelt und sich hastig umgesehen. «Nicht hier, Florrie. Ich komme später zu dir.» Aber er war nicht gekommen.

Florrie schaut zum Kirchturm hinauf. Wie schön er aussieht, so vor dem blauen Himmel.

Auf einige Fragen wird es niemals Antworten geben, so viel hat Florrie in ihrem siebenundachtzigjährigen Leben gelernt. Dinge passieren. Man erlebt Verluste. Herzen hören auf zu lieben, Zellen teilen sich. Manchmal gibt es keine Erklärung, und doch wünscht sich Florrie – oh, wie sehr sie sich das wünscht –, dass sie noch gehört hätte, was Arthur ihr an jenem stickigen Mai-Abend so dringend hatte sagen wollen. Warum hatten seine Augen hinter den Brillengläsern wie Edelsteine geglitzert, nur wenige Stunden, bevor er starb?